

Oma Ziege und Oma Menschi – Ein Bezirk, zwei Welten...

Mit der Übersiedlung in die Körblergasse kehrte ich vor nun schon bald zwanzig Jahren an die Schauplätze meiner Kindheit zurück. Meine ersten Lebensjahre spielten in der Bergmannngasse, im Haus meiner Großmama, und so steht das Geidorfviertel für den Start in mein Leben und dessen Ausklang, wofür ich dankbar bin, denn ich fühle mich in diesem Bezirk trotz allem zu Hause.

Es begab sich vor langer, langer Zeit, gleich nach dem Krieg. Meine zwei Omas lebten beide im Geidorfviertel, die eine in der Bergmannngasse, die andere am Hasnerplatz. Sie hatten dasselbe Sternzeichen, ihre Geburtstage lagen nur zwei Tage auseinander, sie waren beide Widder, eine mit Hörnern, die andere ganz ohne. Sie waren so verschieden wie Tag und Nacht, Oma Ziege war sehr vornehm und gebildet, Oma Menschi war eine einfache Frau. Ich, die Enkelin, bin ein Widder wie sie und ein Mix zweier krasser Gegensätze, der noblen Bergmannngassen- und der bodenständigen Hasnerplatzoma.



Postkartensammlung/GrazMuseum 1

Ena, die Bergmannngassenoma, hatte ein Ziegenfell vor ihrem Bett, daher gab ich ihr den Namen Oma-Ziege, eines der ersten Wörter, welches ich als Kleinkind sagen konnte und dabei zeigte ich auf das Ziegenfell, es muss mich sehr fasziniert haben. Als Schulkind

machte ich dann aus Oma Ziege meine Großmama, was vornehmer klang als einfach nur Oma. Wenn mich meine Hasnerplatzoma sah, sagte sie immer: „Komm her, mein Menscher!“ und daher nannte ich sie als Kleinkind Oma Menschi, danach war sie die Oma. Sie war eine einfache und herzensgute Frau,

bei der sich alle Enkelkinder geliebt und wohl fühlten. Für gefinkelte Gemeinheiten fehlte ihr der Intellekt.

Meine Mutter hatte in die Bergmannngasse eingeheiratet und das war nicht wirklich einfach für sie. Ihre Schwiegermutter kam aus bester Brünner Gesellschaft, die Familie wurde von Kaiser Franz Josef in den Adelsstand erhoben und das wirkte nach. Meine Großmama bewegte sich ausschließlich in gehobener Gesellschaft. Sie war keinesfalls zufrieden mit der Wahl ihres Sohnes, der nicht standesgemäß heiratete. Er hatte zwei Verlobungen mit Töchtern aus bester Gesellschaft gelöst und heiratete nun ausgerechnet eine junge Frau, deren Vater nur Kunstmaler und deren Mutter eine einfache Bauerntochter aus der Südsteiermark war.

Mein Vater erzählte mir, dass er und sein Bruder sich als Kinder vor ihren Kameraden genierten, wenn die Mama auf der Wiese an der Parkstraße mit dem Lorgnon nach ihnen suchte und sie mit „Mario, Stevo“ zu sich rief. Die zwei Buben waren als Herrschaftswitzerln verschrien, weil bei ihnen daheim alles so fein und vornehm war. Sie besuchten das akademische Gymnasium und mussten immer die besten Schüler sein. Der Vater drohte ihnen, andernfalls in Seitenstetten die Klostersuppe löffeln zu müssen. Für meine Großmama zählte nur die humanistische Bildung, alle anderen Gymnasien waren ihr viel zu minder.

Als kleines Mädchen kroch ich in der Bergmannngasse allzu gern unter den Tisch, wenn meine vornehme Großmama ihre Freundinnen nachmittags zur Jour Fixe einlud. Bei diesen Einladungen überboten sich die Damen an Köstlichkeiten, die auf dem aufwendig gedeckten Tisch mit Damast und Silber serviert wurden. Die Unterhaltung drehte sich um Theater- und Opernvorstellungen, um die Tennispartien in der Humboldtstraße, um Gesellschaftsklatsch, die Schwiegertöchter, an denen kaum ein gutes Haar gelassen wurde und natürlich

auch um die Dienstmädchen und deren Unzulänglichkeiten. Diese stellten angeblich immer mehr Ansprüche und verlangten sogar einen Spiegel in ihrer Dienstbotenkammer. Während der geselligen Nachmittage läutete meine Großmama immer wieder Joschi, das Dienstmädchen, herbei, die alle Befehle der gnädigen Frau demütig entgegennahm und sofort ausführte. Wollte jemand Unbekannter zur Großmama, nahm das Dienstmädchen die Visitenkarte entgegen und brachte sie am Silbertablett zur gnädigen Frau, die entschied, ob sie ihn empfangen würde.

Joschi hatte ihre Kammer gleich neben der Küche und durch eine Wand hörte sie, wann immer jemand die Toilette benützte, was besonders in der Nacht sehr störend gewesen sein muss. Am Sonntag ging sie gerne zum Hilmteich, um Schifferl zu fahren, worum ich sie sehr beneidete und was meine Großmama als Dienstmädlvergnügen bezeichnete. Damals fragte ich mich, was das wohl bedeuten könnte, aber irgendwie fühlte ich, dass es nichts Gutes war. Es fiel mir auf, dass meine Großmama in der Bergmannsgasse viel angesehener war als die Oma am Hasnerplatz. Auch ich erlag dem Zauber meiner schönen und hochgebildeten Großmama, die hervorragend Klavier spielte und mehrere Fremdsprachen konnte. Allerdings war sie ganz Förmlichkeit und Intellekt, die Oma am Hasnerplatz ganz Liebe und Herzenswärme. Ich liebte jede auf ihre Art.

In der Bergmannsgassenwohnung badete ich für mein Leben gern in der großen Zinnbadewanne. Sie war so tief, dass ich nur auf Zehenspitzen stehend über den Rand schauen konnte. Meine Mutter musste den Badezimmerofen einheizen, um warmes Wasser zu haben. Es war auch ein Spaß, sich im langen Flur auf einem großen Tuch von den Kusinen ziehen zu lassen. Sie liefen schnell mit mir den Gang entlang und wir hatten unsere Hetz, wenn wir uns abwechselnd zogen und ziehen ließen. Wir spielten auch gerne mit dem

Kaufmannsladen, der fast genauso aussah wie der vom Greißler nebenan. Alles war aus Holz gemacht und wir Kinder schlüpfen in die Rollen der Käufer und

Verkäufer. Am liebsten ging ich zum **Lanzinger – Lanzeck** genannt - einkaufen, das war gleich nebenan und ich durfte dort auch allein hingehen, um Besorgungen zu machen. Das Gemischtwarengeschäft war ein heimeliger und gemütlicher Ort. Dieser



Sgl. Kubinzky 1

Laden war riesengroß im Vergleich zu unserer Miniaturausgabe daheim. Da wurden der Zucker, das Mehl und andere Lebensmittel noch mit einer Schaufel aus den Holzkästen entnommen, die Milch wurde mit der Milchkanndl geholt und wenn ich Glück hatte, bekam ich sogar ein Stollwerk oder ein Radl Wurst geschenkt. Manchmal bekamen wir, meine Kusinen Marion, Gabi und ich von Großmama jede einen Eidotter mit etwas Zucker, den wir sehr lange rühren sollten. Ich denke, dies war eine Art Beschäftigungstherapie. Mir machte das lange Rühren wenig Spaß und ich aß den süßen Eidotter recht bald auf.

Schräg gegenüber der Bergmannsgassenwohnung war das **Café Humboldt**. Es wirkte sehr vornehm mit seinen hohen Fenstern und den eleganten Herren, die dort verkehrten. Mein Onkel Mario las dort die Zeitungen bei einem Mocca oder traf sich mit Freunden. Einer davon war der Oberst Wurm und da ich keine Ahnung von militärischen Rängen hatte, nahm ich an, dass er Ober von

Beruf war und in einem Kaffeehaus arbeitete. Das Schwimmen im **Margaretenbad** im Sommer war genauso attraktiv wie das Schlittenfahren am **Rosenhain** im Winter. Jedes Mal, wenn ich jetzt als Seniorin durch die Allee zum ersten Teich gehe, sehe ich mich als kleines Mädel da hinaufeilen, um die Enten zu füttern, was mir noch heute Freude bereitet. Da werde ich dann melancholisch und denke an Hugo von Hofmannsthals Zeitmonolog, gesungen von der Marschallin in der Oper „Der Rosenkavalier“. Ich weiß noch genau, wie sehr mich als Kind das noble **Restaurant Rosenhain** beeindruckte, wenn wir dort speisten. Hinter den Glasscheiben konnte man die Natur betrachten und den Kindern zusehen, die sich auf dem Abhang tummelten. Da blieben wir Wildfänge nicht lange bei den Erwachsenen sitzen. Die Großmama lud uns auch manchmal in den nahe gelegenen **Kirschenhof** zum Essen ein, der einen sehr lauschigen Gastgarten hatte.

Die Bergmannsgasse war damals menschen- und autoleer. Wir Kinder konnten auf der Straße spielen. Manchmal durften wir das Auto meines Vaters waschen und tobten uns dabei richtig aus, indem wir uns mit Wasser bespritzten. Wir beobachteten genau, was in der Straße vorging. Rechts vom Haus war das Gemischtwarengeschäft Lanzinger, dessen Kundschaften wir neugierig beäugten. Links vom Haus lag die **Pension Iris**, wo einige Freundinnen meiner Großmama immer wieder logierten, wenn ihnen das Treppensteigen zu ihren Wohnungen zu mühsam war. Die Pension lag im Parterre und war daher für ältere Personen recht ideal. Meine Großmama war mit Herrn Behakl, der dieses Etablissements führte, sehr gut.

Rechts um die Ecke in der Humboldtstraße wohnte die Familie Baumgartner. Herr Professor Baumgartner saß gerne im Erker und von der Straße aus sah man schon von Weitem seine Glatze leuchten. Am Abend sah es aus, als ob der Vollmond aufginge. Der Professor hatte einen überlangen Fingernagel am

kleinen Finger, was sehr ungewöhnlich aussah. Er diente ihm als Werkzeug beim Umblättern der Buchseiten. Wenn wir bei Baumgartners eingeladen waren, musste ich immer „Küss die Hand, gnädige Frau“ sagen, was ich verweigern wollte, weil ich ja gar nicht wirklich die Hand küsste. Ich hatte keine Chance und musste die unlogische Floskel aus meinem Mund herauspressen. Das erste Mal sagte ich diese Floskel in der Aufregung zu Herrn Professor Baumgartner, was sehr peinlich war. Frau Baumgartner bekam dafür nur ein einfaches Grüß Gott. Sie war eine Kunsthandwerkerin und machte Rauschgoldengel, die zauberhaft aussahen. Einmal schenkte sie mir einen und forderte ihn dann wieder zurück, weil sie kein passendes Geschenk für eine Einladung hatte. Ich war sehr traurig, weil ich den Engel schon auf den Christbaum gehängt hatte. Ehrlich gesagt, ihr Mann war mir lieber. Er unterrichtete Mathematik an der Ortweinschule und entging einmal nur knapp dem Tode, weil ihn einer seiner Schüler in der Klasse erschießen wollte. Er hatte sich im Kasten versteckt und gab einen Schuss mit dem Revolver ab. Zum Glück blieb die Kugel im Kasten stecken und Professor Baumgartner blieb unversehrt. Mein Vater und mein Onkel wuchsen mit dem Sohn des Ehepaars Baumgartner, Uli, auf. Uli, Ulrich Baumgartner, machte eine steile Karriere und war als Regisseur, Kulturmanager, Kulturredakteur, Intendant der Wiener Festwochen und beim Steirischen Herbst tätig.

Einmal in der Woche ging ich mit meiner Großmama ins **Speisehaus Dorisa** in die Goethestraße zum Mittagmahl. Dort traf sie immer viele Bekannte und Freunde, mit denen sie konversierte. Ihre besten und ältesten Freunde waren die Lütgendorfs: Michael Freiherr von Lütgendorf, Generalmajor, und seine liebe Frau, die Tante Anni. Meine Großmama und Tante Anni waren aus Brünn und heirateten sehr jung zwei österreichische Offiziere: Ena meinen Großvater, Stefan Duic´, und Anni den Freiherrn von Lütgendorf. Beide Familien siedelten

sich in Graz an, die Lütgendorfs in der Hauslabgasse. Diese Freundschaft hielt ein Leben lang. Mein Vater, Stevo, und sein Bruder Mario waren mit Kari, dem Sohn des Ehepaares befreundet. Auch Karl Lütgendorf machte eine steile Karriere innerhalb des Militärs. Er wurde General und danach Verteidigungsminister. Er war in Waffen- und Munitionsexporte verwickelt, musste zurücktreten und endete durch Selbstmord, was jedoch von seinen Freunden angezweifelt wurde.

Ich zog gar nicht gern in das Haus in der Klosterwiesgasse, welches meiner Großmama gehörte. Es war jedoch notwendig, weil ihr Sohn Mario beinamputiert war und nicht in den dritten Stock steigen konnte. Der Kontakt zur Bergmanngasse riss nicht ab, wir pilgerten mindestens einmal pro Woche dorthin. Dort wurden alle Familienfeste gefeiert, es wurde gemeinsam musiziert, meine Großmama spielte Klavier, mein Vater Geige und ich Blockflöte. Die Adventzeit wurde immer mit Musiknachmittagen zugebracht, zu denen wir sehr pünktlich zu erscheinen hatten.

In der Wohnung meiner Großmama fühlte ich mich in die Kaiserzeit zurückversetzt. Von den Wänden grüßten der Kaiser, seine Gemahlin und viele andere Mitglieder des Hochadels, von denen ich eine sehr hohe Meinung hatte, bis ich als Teenager deren Biographien las. Ohne Titel oder Adel wurde das Wort Frau von meiner Großmama weggelassen: die Frau Meier wurde die Meier, die Frau Schmidt die Schmidt. Es wäre für meine Großmama nicht denkbar gewesen, mit einem Taxifahrer zu sprechen, wie es meine Mutter zu ihrem Entsetzen machte. So mancher Friseur, so manche Friseurin bekamen die Überheblichkeit vieler Kundinnen und Kunden zu spüren. Heute sind derlei Verhaltensweisen passé, die moderne Zeit hat auch ihre guten Seiten. Ich bin froh und dankbar für den sozialen Fortschritt, der gewisse Verhaltensweisen von damals obsolet machte. Es waren ganz sicher meine Kindheitserlebnisse in

diesem Bezirk, die mich geprägt und für soziale Probleme sensibilisiert haben. Sie haben mich zu einem Menschen gemacht, dem Menschenwürde und Respekt für alle ein besonderes Anliegen sind. Wichtig ist, wie ein Mensch ist, alles andere sollte zweitrangig sein.